

Damaszener Rosen statt Mohnanbau

**Ingeborg Schäuble über
Projekte der Welthungerhilfe**

Frau Schäuble, Sie haben als Chefin der Deutschen Welthungerhilfe Afghanistan besucht. Ihr Eindruck?

Entgegen meinen Erwartungen findet der Wiederaufbau nicht nur in den großen Städten wie Kabul oder Mazar-i-Sharif statt, sondern auch auf dem Land. Überall wird viel gebaut, werden Häuser und Schulen repariert, Felder entmint und wieder bestellt. Für die Menschen hat sich allein dadurch etwas verbessert, dass der Krieg vorbei ist, sie sich nicht mehr bedroht fühlen, dass sie planen können. Wenn ich das mit meinen Eindrücken während meiner Reise vor sieben Jahren zu Taliban-Zeiten vergleiche, stellt man doch eine ungeheure Entwicklung fest. Aber die Menschen sind auch ungeduldig, sie wollen alles Versäumte schnell aufholen.

Eine ungeheure Entwicklung gibt es allerdings auch beim Anbau von Mohn, dem Grundstoff für die Opiumproduktion.

Während der jahrelangen Kriege sind die Lebensgrundlagen der Afghanen zerstört worden. Für die Bauern ist der Mohnanbau jetzt eine Möglichkeit, sich in einem relativ kurzen Zeitraum wieder eine Existenz zu schaffen. Für Mohn bekommen sie viel mehr Geld als etwa für Weizen. Dabei wissen sie ganz genau, dass sie damit erstens gegen das Gesetz verstoßen und dass zweitens mit dem produzierten Opium im Westen auch viel Zerstörung angerichtet wird. Ich verurteile die Bauern nicht, finde aber, dass wir sie dabei nicht unterstützen sollen, zum Beispiel dem wir Projekte errichten, mit denen Mohnfelder bewässert werden. Man muss von den Bauern auch eine moralische Verantwortung erwarten können.



Ingeborg Schäuble,
Vorsitzende
der Deutschen
Welthungerhilfe

Moral macht nicht sat. Was wäre die Alternative zum Mohnanbau?

Wir als Hilfsorganisationen müssen Alternativen zeigen, etwas anzubauen, wofür sich zumindest annähernd gleiche Preise erzielen lassen wie für Mohn. Die Deutsche Welthungerhilfe denkt über die Zucht von Damaszener Rosen nach, aus denen dann Rosenöl gewonnen werden kann. Andere Möglichkeiten sind der Anbau von Lavendel, Kräutern oder Safran.

Hilfsorganisationen klagen, dass bereit gestelltes Geld entsprechend der Jahrespläne ausgegeben werden muss, viele Projekte aber mehr Zeit in Anspruch nehmen.

Tatsächlich denken und planen wir wohl in viel zu kurzer Zeitspannen, was Geber und Akteure zwingt, bestimmte Projekte zu schnell zu errichten. Andererseits müssen Erfolge für die Bevölkerung auch schnell sichtbar und fassbar werden: Sonst hören wir die Klagen, dass zwar Millionen versprochen wurden, die Bauern aber noch nichts davon bekommen hätten. Ein großes Problem ist auch die Abstimmung zwischen Kabul und der Provinz, sie scheitert oft schon an den fehlenden Kommunikationsmitteln. So hat der Gouverneur von Kundus noch nicht einmal ein Telefon, geschweige denn ein Fax. Wie soll er sich mit den Stellen in Kabul absprechen, per Brief tauben?

Sie haben nicht nur Dank sondern auch viele neue Wünsche erhalten. Befürchten Sie nicht, dass eine gewisse Nehmer-Mentalität entsteht?

Das ist das Problem vieler Entwicklungsländer. Sie bekommen Hilfe und möchten noch mehr. Wir müssen darauf orientieren, dass sie selbst aktiv werden. Das geschieht etwa durch unser Rückkehrer-Projekt, bei dem die Afghanen 70 Prozent der Arbeiten bei der Wiedererrichtung ihres Hauses selbst leisten müssen, 30 Prozent übernimmt die Deutsche Welthungerhilfe.

Das Gespräch führte M. Doering.